

Dr. Christoph Rosenthal

**Rückblick in die Zukunft:
Warum KI ein Publizistikstudium
nicht ersetzen wird**

Festrede, Studienabschlussfeier des
Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
der Freien Universität Berlin am 14. Juli 2023

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Absolventinnen und Absolventen,

als Student und dreifacher Absolvent dieses Instituts habe ich diese besondere Feier immer genossen und freue mich sehr darüber, heute als Festredner bei Ihnen zu sein. Hier gibt es die Gelegenheit, jenseits des Klausurrelevanten miteinander ins Gespräch zu kommen, gemeinsam zu feiern und auch dem nachzuspüren, was für die Uni- und Medienwelt morgen wichtig wird. Am spannendsten finde ich dabei die Titel der Abschlussarbeiten, von denen ja einige noch Erwähnung finden. Diese Untersuchungsgegenstände waren es wert, sich wochen- und monatelang gründlich mit ihnen

auseinanderzusetzen und das gesammelte Wissen eines Publizistik-Studiums frisch anzuwenden – für mich ist das der beste Indikator dafür, dass diese Themen relevant sind und unser Fach und die Kommunikationsbranche in Zukunft prägen werden.

Die heutige Absolventenfeier ist eine ganz besondere. Wohl zum letzten Mal verabschieden wir heute Absolventinnen und Absolventen, die den überwiegenden Teil ihrer Hausarbeiten und Studienleistungen noch komplett ohne Unterstützung von künstlicher Intelligenz geschrieben haben. Das markiert eine Zäsur.

Natürlich kann man aktuell über die Qualität von ChatGPT, Google Bard und Konsorten streiten, sich über kuriose Chatverläufe amüsieren oder erfundene Zitate kritisieren. Aber in diese Diskussion möchte ich heute nicht einsteigen. Vielmehr möchte ich mich an einem Ausblick versuchen, wie generative KI-Systeme das Studieren und Forschen schon bald radikal verändern werden, auch hier am Institut.

Die typische Hausarbeit beispielsweise, in der die Literaturlage zu einem bestimmten Thema zusammengefasst wird oder die einen kommunikationswissenschaftlichen Klassiker zur Anwendung bringt, wird in Kürze als Prüfungsform ausgedient haben. Ein

geschickter „Prompt“ fördert schon jetzt nicht nur brauchbare Vorschläge für die entsprechenden Forschungsfragen zutage, sondern liefert gleich komplette Textbausteine, deren Substanz je nach Themenzuschnitt beeindruckend gut sind. Ich brauche nicht viel Phantasie, um mir das Ausgeben kompletter Hausarbeiten in sehr guter Qualität vorstellen zu können. Die bis dato nötigen Recherchen, der Gang in die Bibliotheken oder das Durchstöbern von Online-Katalogen, das Bündeln der gesammelten Informationen, Durchdenken, Strukturieren, Zitieren und Präsentieren in Textform: All diese Kulturtechniken, die wir alle immer wieder angewendet und uns darin geschult haben – wozu werden sie dann noch benötigt, wenn ein Sprachmodell ähnliche Resultate innerhalb weniger Minuten hervorbringt?

Und was wird aus der mühevoll gelernten SPSS-Syntax, all den Grundkenntnissen zur Auswertung wissenschaftlicher Beobachtungen, die wir uns angeeignet haben? Das Zusammenfassen und Auswerten empirischer Erhebungen wird für KI-Tools ein Kinderspiel sein. Den Datensätzen dieser Welt kann ich dann einfach Fragen stellen und erhalte Antworten in ganzen Sätzen, in der Sprache, Länge und Detailtiefe meiner Wahl.

Nun ja, es kommt ja auf die Präsentation an, könnte ein Einwand lauten. Doch nachdem ich vor einigen Monaten in der Microsoft-Repräsentanz Unter den Linden einen Einblick in die Zukunft von PowerPoint erhalten habe, kann ich auch darauf kontern. Ein sogenannter „Copilot“ ist schon jetzt testweise für Office-Produkte auf dem Markt. Mit dessen Hilfe muss Rohmaterial nur noch per drag-and-drop in eine leere Präsentation gezogen werden, und schon erscheint der erste Entwurf eines perfekt strukturierten Referats. Sind die Stichpunkte zu knapp geraten? Oder fehlen Illustrationen? Kein Problem, einfach das Feedback in den Chat eingeben, und die Folien verfeinern sich automatisch. Passende Abbildungen werden vorgeschlagen und Daten eingängig visualisiert.

Ich halte fest: Seminararbeiten, Essays, Forschungsberichte, Referate mit passendem Foliensatz, kurzum: Fast alles, womit heute ECTS-Punkte verdient werden können, wird schon bald zur Leistungsmessung untauglich. Die dazu erworbenen Fähigkeiten sind dann bestenfalls noch Stoff für zukünftige Anekdoten aus der Jugend.

Ich muss zugeben, dass diese Feststellung bei mir gemischte Gefühle auslöst. Auf der einen Seite bin ich fasziniert von der Geschwindigkeit und Qualität der jüngsten technischen Entwicklungen, und spüre das Kribbeln, diese Revolution des Lernens und Arbeitens live mitzuerleben. Auf der anderen Seite macht sich ein Gefühl der Ernüchterung breit, was die Ersatzbarkeit der eigenen, über Jahre erworbenen Fähigkeiten angeht. Braucht es diese noch? Und allgemeiner: Braucht es das Publizistikstudium noch, angesichts dieser schon jetzt absehbaren Entwicklung? Was sind die Abschlusszeugnisse, die Sie gleich bekommen, dann noch wert?

Liebe Absolventinnen und Absolventen, Sie haben es dem Programm entnommen: Ich bin nicht zum Abgesang auf unser Fach eingeladen worden, sondern als Festredner. Deswegen komme ich jetzt zum dringend erwarteten Plot-Twist und zu meiner zentralen These: Natürlich braucht es das Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, gerade jetzt!

Wie ich zu dieser These komme, möchte ich anhand meiner eigenen Erfahrungen aus dem Arbeitsleben verdeutlichen. Ich bin mittlerweile seit 10 Jahren für die ARD tätig. Fünf Jahre davon war

ich investigativer Journalist beim Fernsehmagazin „Kontraste“. Weitere fünf Jahre unterstützte ich nun im ARD-Generalsekretariat das Medienmanagement des Senderverbunds.

Hier, am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, habe ich vieles gelernt, was ich in der Praxis zum Einsatz bringen konnte. Drei Dinge möchte ich davon herausgreifen.

Erstens: Der Umgang mit vermeintlichen Widersprüchen. Zu Beginn meines Studiums hatte ich mir vorgestellt, dass wissenschaftliche Erkenntnisse konsequent aufeinander aufbauen, und dass ich nach aktuellem Stand der Forschung klare Antworten finden kann zu Fragen der öffentlichen Kommunikation. Was ist zuerst: öffentliche Meinung, Medienberichterstattung oder politische Agenda? Was zeichnet guten Journalismus aus: Möglichst neutrales Berichten oder auch das Einbringen der eigenen Meinung? Was können wir aus der Kommunikationsgeschichte lernen? Schon in den ersten Wochen hier in Dahlem dämmerte es: Die letztgültigen Antworten auf diese Fragen wird es nicht geben! Jede dieser Fragen wirft neue Fragen auf. Ist es sinnvoll, einen „Bias“ der Berichterstattung zu erforschen? Oder setzt schon die Frage an der falschen Stelle an, wie Konstruktivistinnen einwenden würden? Nimmt die Qualität eines

Modells linear zur Anzahl der eingebauten Feedbackschleifen und Querverweisen zu, oder verhält es sich genau andersherum?

Vor solchen Spannungsfeldern nicht zu resignieren, ist wohl eine Kerntugend im Studium. Das Institut, die Universität bietet den geschützten Raum, sich im Umgang mit Ambivalenz auszuprobieren, bevor es raus geht in die viel beschworene „VUCA-Welt“ in ihrer Volatilität, Ungewissheit, Komplexität und Widersprüchlichkeit. „Ambiguitätstoleranz“ heißt in Managementseminaren die Fähigkeit, sich von Widersprüchen nicht beirren zu lassen. Meines Erachtens das Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft die ideale Schule dafür.

In der journalistischen Praxis und noch mehr in meinem jetzigen Beruf im ARD-Generalsekretariat hilft mir auch eine zweite Prägung, die ich durch das Publizistik-Studium erhalten habe: Absolvent einer Querschnittsdisziplin zu sein. Zu meiner aktuellen Aufgabe gehört, Entscheidungen der Intendantinnen und Intendanten der ARD vorzubereiten. Dazu stellen wir im Team zusammen, welchen Blick die unterschiedlichen Fachkommissionen auf ein Thema haben.

Spannend finde ich immer wieder die verschiedenen Herangehensweisen und das damit verbundene Selbstverständnis

der handelnden Personen: Die Juristinnen leiten ihre Einschätzungen aus Regelwerken, Staatsverträgen und letztlich aus dem Grundgesetz ab. Sie verstehen sich als Generalisten. Die Produktions- und Technik-Kommission hat einen Blick für Innovationen, die unsere Inhalte zuerst in die Rundfunkanstalten von dort aus zu den Menschen in Deutschland bringen. Dort sind Ingenieure und IT-Expertinnen zu Hause. Die Sprache der Finanzkommission sind die Zahlen: Wie kann ich die monatlichen Rundfunkbeiträge am effizientesten einsetzen? Und die Programmdirektorinnen sind gewissermaßen für das Kerngeschäft zuständig: Sie stellen die Inhalte für die Video- und Audioangebote unseres Senderverbunds zusammen. Ihr Hintergrund ist oft journalistisch. Alle diese Fachleute blicken auf dieselben Herausforderungen durch ihre eigene Brille, entsprechend der jeweiligen Bildungsgeschichte und Prägung.

Ein so klares Selbstbild wie Juristinnen, Betriebswirte oder Ingenieure habe ich als PuK-Absolvent nicht. Und genau das weiß ich zu schätzen. Es hat Spuren hinterlassen, dass ich ein Studium lang einer großen Bandbreite an Denkweisen, Methoden und auch Fachsprachen ausgesetzt war. Aus heutiger Perspektive ist für mich wichtig, diese Vielfalt der Perspektiven kennengelernt zu haben.

Wenn ich mit Studien, Papieren, Argumenten aus den unterschiedlichen Fachbereichen konfrontiert werde, finde ich schnell einen ersten Zugang und kann auf dieser Grundlage nachfragen und mit unterschiedlichsten Fachleuten in Austausch treten.

Diese Übersetzungsleistung wird vermutlich kein KI-Tool so schnell übernehmen. Vielmehr sehe ich die Möglichkeiten generativer KI als weitere, willkommene Zutaten in meinem persönlichen Methodenmix. Ich hoffe auf einen weiteren möglichen Zugang zur Welt, der die anderen Herangehensweisen nicht ersetzt, sondern erweitert. Für die Kommunikationswissenschaft bedeutet das nicht nur, dass neue Forschungsmethoden und Auswertungsmöglichkeiten den bestehenden Kanon bereichern, sondern es kommt auch die Aufgabe dazu, diese neuen Techniken und ihren Einfluss auf die öffentliche Kommunikation zu begleiten und zu erforschen – auf Basis der bisherigen Erkenntnisse und Grundlagen.

Und damit bin ich beim dritten Komplex dessen, was ein Studium bieten kann: Einen Ordnungsrahmen, der dabei hilft, neue und unerwartete Eindrücke und Entwicklungen in den Bezug zu setzen

zu dem, was bereits vertraut ist. Wie dieses persönliche Koordinatensystem aussieht, dafür gibt es wohl keine Musterlösung. Es entsteht in der kritischen Auseinandersetzung mit Strukturen und Themen und vor allem im Austausch mit Personen. Für mich war dabei besonders prägend das Feld der Mediengeschichte, das ich für meine Bachelor-, Master- und auch Doktorarbeit ausgewählt habe. Das von meinem Doktorvater Hermann Haarmann oft zitierte Diktum „Zukunft braucht Herkunft“ – ein Zitat von Odo Marquard – kommt mir in den vergangenen Monaten häufig in den Sinn. Denn die ARD arbeitet daran, sich grundlegend zu reformieren, um ihre digitale Transformation zu beschleunigen. Nicht weniger als die Zukunft des öffentlichen Rundfunks wird derzeit in den Sendern, aber auch im politischen und öffentlichen Raum diskutiert. Im ARD-Generalsekretariat befassen wir uns mit den Strukturen, in denen sich dieser Wandel gestalten lässt. So paradox es klingen mag: Der Ausgangspunkt meiner diesbezüglichen Recherchen war ein Blick in die Mediengeschichte, genauer gesagt ein Gang ins Deutsche Rundfunkarchiv in Potsdam-Babelsberg. Denn der Umgang mit technischen Innovationen gehört zur DNA des Rundfunks. Die Pioniere machten sich Radiowellen für kommunikative Zwecke zu Eigen. In der Gründungszeit unserer Sender, um 1950, hieß das Zukunftsmedium und Forschungsfeld dann Fernsehen. Das

deutsche Fernsehen differenzierte sich aus, mehr Programme kamen hinzu, darunter auch rein digitale. „Sendungsbegleitende Onlineangebote“ ergänzten dann das Portfolio. Es folgten Digitalradio- und letztlich Streaming-Angebote, die schon bald das am meisten genutzte Angebot sein werden. Im Verlauf der letzten 70 Jahre haben die Rundfunkanstalten sich immer wieder dem sich wandelnden Nutzungsverhalten angepasst, technische Revolutionen erlebt und zum Teil mit hervorgerufen und gestaltet. Aus diesen Erfahrungen können wir lernen, um Bewährtes zu bewahren, Fehler nicht zu wiederholen und die digitale Erneuerung zu unterstützen. Die Arbeit an historischen Quellen hilft, Zukunftspläne mitzugestalten. Dass meine Studien- und Forschungserfahrung im Bereich Kommunikations- und Mediengeschichte so einen starken berufspraktischen Nutzen entfalten könnten, hatte ich als Student nicht erwartet – die Vertiefung hatte ich aus Interesse und eigener Motivation gewählt.

Liebe Absolventinnen und Absolventen, solche Anwendungsmöglichkeiten und Wiederentdeckungen Ihrer Erlebnisse und Kenntnisse aus dem Publizistikstudium wünsche ich auch Ihnen. Wenn Sie gleich Ihr Zeugnis feierlich erhalten, dann begreifen sie es nicht als spröde Auflistung gesammelter Credit-

Punkte – garniert mit zusammengerechneten Noten. Sehen sie es als Dokument einer Sie prägenden Lebensphase hier in Berlin. Einer Phase, in der Sie durch widersprüchliche Eindrücke herausgefordert wurden, und Sie hoffentlich lernen konnten, mit solchen Spannungen umzugehen. Ihr Zeugnis ist auch das Dokument einer Reise durch verschiedene Fachkulturen, die ihnen bestimmt nicht alle gleichermaßen vertraut geworden sind, aber die Ihnen gezeigt haben, dass es verschiedene Zugänge zur Welt gibt, die alle auf ihre eigene Weise funktionieren. Möglicherweise nehmen Sie auch das eine oder andere Konzept mit, das sich als unverhoffter Schlüssel erweist bei den Aufgaben, die jetzt vor Ihnen liegen.

Ich wünsche Ihnen, dass Ihr Zeugnis nicht das Ende Ihrer Bildungskarriere markiert, sondern Sie es als Einladung und Eintrittskarte sehen für ein lebenslanges Lernen – ganz gleich, ob der nächste Schritt ein Masterstudium oder eine Promotion ist, ein Volontariat, eine Berufstätigkeit, eine Reise oder ob Ihre Pläne ganz anders aussehen.

Möge Ihnen gelingen, was Sie nach Ihrem Studienabschluss vorhaben. Herzlichen Glückwunsch Ihnen allen!